



Von einer, die auszog, kritisch zu forschen

»Was machen Sie hier bloss?!« Meine Abteilungsleiterin T. K. an der Fakultät der Internationalen Beziehungen in St. Petersburg, wo ich als Lehrbeauftragte Wissen zur ökonomischen und politischen Globalisierung vermittele, starrt mich an. Die Fakultät war 1994 nach dem Mauerfall als ›liberale‹ Fakultät gegründet worden und wollte ›westliche Theorien‹ in den Lehrplan aufnehmen. »Nichts Besonderes, T. K. – eine ganz normale Konferenz: Der Referent zeigt seine Powerpoint-Präsentation, dort haben wir die Übersetzung, und das Publikum macht sich Notizen und stellt Fragen.« Ungläubig schaut sich meine Chefin um: »Tatsächlich – eine ganz normale Konferenz ...« Entgeistert schaue ich sie an: »Was ist denn los, T. K.? Beruhigen Sie sich doch.« »Die ganze Fakultät ist voll von Antiterror-Einheiten«. Meine Chefin mit den wunderbaren weissen Haaren und ihrer sonst so ruhigen Art setzt sich. Ich bin fassunglos: »Was tun sie mir an, T. K., was tun sie mir an ...?«

Vier Stunden später verlasse ich mit den herangereisten ReferentInnen die Fakultät, und der vor dem Haupteingang parkierte Einsatzwagen der Polizei fährt davon. »Willkommen in Russland«, meint der Schweizer Referent jovial. Nun ja: Zwei Wochen zuvor hatten Referenten des US-amerikanischen Cato-Instituts, eines radikal neoliberalen und von grossen US-Firmen gesponserten Think-tanks, ihre Gratisbücher verteilt, unter beifälligen Worten der Institutsleitung. Warum andererseits ausgerechnet meine internationale Konferenz zu Globalisierung und Stadtentwicklung die Beachtung der Polizei hervorgerufen hatte, verstand ich nicht. Wer hatte die Polizei aus welchen Gründen geholt? Ganz offensichtlich waren meine Gäste – ExponentInnen der Genossenschafts- und Obdachlosenbewegung, der Mieterverbände und Stadtbewegungen – hier weit weniger willkommen als die neoliberalen Vor-

denker, die zwei Wochen vorher an der Fakultät zu Gast waren.

Es war weder das erste noch das letzte Mal, dass sich vor meiner Forschung unüberwindliche und mir völlig unverständliche Mauern aufbauten. Eigentlich versuche ich ja nur zu zeigen, über welche Mechanismen arme Menschen in

Vesna Tomse

ist Soziologin und PR-Fachfrau. 2010 initiierte sie in Zürich ›Recht auf Stadt‹, das ins Netzwerk ›Wem gehört Zürich‹ mündete. Mit Demonstrationen und Veranstaltungen machen seit Oktober 2013 verschiedenste Organisationen auf die Verdrängung in Zürich aufmerksam.



der neoliberalen Stadt noch ärmer gemacht werden: Durch Verdrängung aus der Stadt in die Agglomeration, wo sie ihr Netzwerk verlieren, ihre Nachbarschaftshilfe, die Gelegenheitsjobs, die städtische Infrastruktur, ihre Community. In meiner Forschung zur Gentrifizierung beschreibe ich die Prozesse, die – angestossen durch das profitorientierte Verhalten von Investoren, Stadtverwaltungen und globalen Institutionen – die Schere zwischen arm und reich noch mehr und immer schneller öffnen. Darum war für mich immer klar: Alternativen und innovative Lösungen müssen her. Dafür braucht es aber zuerst die entsprechenden theoretischen und empirischen Grundlagen. Denn genauso wie ich als Aktivistin brauchen die städtische Verwaltung, Organisationen und Institutionen Orientierungspunkte, an denen sie ihr Handeln ausrichten. Und zwar im optimalen Fall nicht nur an wirtschaftlichen, sondern auch an sozialen.

Marginalisierung und Prekarität

Drei Monate nach der Konferenz zu den Gentrifizierungsprozessen in Zürich, Berlin und St. Petersburg halte ich meine Entlassung als Lehrbeauftragte an der Universität St. Petersburg in den Händen. Ich bin nicht unglücklich über meine Kündigung. 100 Euro Lohn, quersubventioniert über einen prekären Zweitjob als PR-Leiterin, dazu die zeitliche und psychische Belastung durch Doktorarbeit und mein Engagement als Stadtaktivistin waren kein Honiglecken.

Ich kehre nach Zürich zurück, zu meinen Freunden und meinem Netzwerk. Doch die Resultate meiner Forschung aus St. Petersburg will ich verfügbar machen. Sie machen deutlich, was neoliberale Globalisierung für die Stadtentwicklung in der Semiperipherie heisst: Einen noch härteren Standortwettbewerb, eine noch brutalere Verdrängung und Vertreibung der Armen aus der Stadt, Korruption, die Abhängigkeit von globalen Institutionen, Megaprojekte, bittere Armut und fehlende Infrastruktur einerseits, gated communities andererseits.

Zum Glück kann ich für die Betreuung meiner Arbeit auf internationale Kontakte zurückgreifen – der Diskurs ist in der Schweiz weitgehend unbekannt. Der Professor an der Universität Amsterdam, der zu meinem Thema – dem Einfluss globaler Institutionen auf die Stadtentwicklung – bereits international publiziert hat, willigt ein, meine Doktorarbeit zu betreuen. Ein Leichtes also, Förderung beim Nationalfonds für das relevante Thema zu erhalten, denke ich. Umso mehr, als ich einen international renommierten Doktorvater gefunden hatte, mit dessen Forschungsabteilung ich das Forschungskonzept formuliere und einreiche. Ich irre mich. Ein halbes Jahr später kommt vom Nationalfonds die



Absage mit der Begründung, das Forschungsprojekt genüge wissenschaftlichen Normen nicht.

Hegemonialer Diskurs

Ich gebe nicht auf, trotz des in der Schweiz seit jeher ausgesprochen wirtschaftsfreundlichen Klimas. Ein internationales Forschungsprojekt kommt offenbar nicht an. Freunde raten mir, mein Forschungsprojekt in der Schweiz anzusiedeln – internationale Forschung habe es auch hier schwer. Warum also nicht Zürich als Beispiel für eine neoliberale Stadtentwicklung mit den typischen Verdrängungsprozessen untersuchen? Aus meinem Stadt-Aktivismus und aus früheren Forschungen kannte ich die relevanten Akteure und Prozesse in Zürich. Fehlte nur das Geld. Ich wollte kein zweites Mal jahrelange Arbeit und Herzblut in den Sand setzen – forschen tut man nicht in der Zehn-Uhr-Pause. Ich machte mich ans Fundraising.

Diesmal konnte ich zwei renommierte Schweizer Professoren gewinnen, die jeder auf seine Art ins Thema Gentrifizierung involviert sind, der eine als bekannter Armutsforscher, der andere als Stadtentwicklungsspezialist. Eineinhalb Jahre lang klapperte ich jede irgendwie vom Thema betroffene Organisation, Stiftung und Institution ab. Ich erntete zwar anerkennende Worte, doch Geld scheint in der Schweiz niemand zu haben. Gerade ein einziges Mal konnten mein betreuender Professor und ich das Forschungsprojekt bei einer Stiftung vorstellen. Der ältere Mann schien von meiner Präsentation etwas überfordert. »Das ist doch gut, dass es den Unternehmen gut geht, davon profitieren doch alle«, bemerkte er in leichter Versetzung zum eigentlichen Thema. Ganz offensichtlich waren die Probleme der Globalisierung am Stiftungsrat vorbeigeschlichen; die liberale Gesinnung blieb.

Noch nachhaltiger vermochte meine Forschungsarbeit zu den Folgen der Gentrifizierung offenbar die Zürcher Stadtverwaltung zu schockieren. Zweimal reichte ich das Gesuch ein; das erste Mal wurde es »aus Krisengründen« abgelehnt – die Grossbanken hörten gerade (und bis heute) auf, Steuern zu zahlen. Als ich zum zweiten Mal eingebe, läuten dort die Alarmglocken, bei mir das Telefon. Die Stimme des Abteilungsleiters tönt erregt: »Was ist denn das Ziel Ihrer Studie? Wir wollen doch gar nichts Böses.« Ich auch nicht. Die empirische Studie hat als Ziel, die materielle Situation der aus der Stadt Verdrängten zu untersuchen; was dabei herauskommen würde, konnte ich natürlich noch nicht sagen – ich war ein paar hundert Statistiken davon entfernt. Etwas verwundert antworte ich: »Sie müssen doch das nicht so emotional nehmen. Die Studie ist ein ganz kalter Ressourcenansatz und in keiner Art normativ. Ich



rechne doch einfach aus, ob die Verdrängten etwas verlieren, und wenn ja wie viel. Das müsste doch eigentlich auch fürs Sozialamt spannend sein, das dies später alles berappen muss.« Ausser man schafft das Sozialamt überhaupt ab, denke ich.

Es half alles nichts. Meine Suche nach Drittmitteln war umsonst – keine Geldgebenden wollten offenbar so genau wissen, welche Kosten das grosse Geschäftemachen mit Immobilien mit sich bringt. Schliesslich sind es die Verdrängten, die dafür bezahlen.

Nicht entlohnte gesellschaftliche Arbeit

Ich war frustriert: Jahrelange mühsame Arbeit, Stress, ewiges Aufgleisen und Kreativität – für nichts. Diejenigen, die Geld hatten, waren nicht an kritischer Forschung interessiert; jene, denen die Forschung zugutekäme, hatten kein Geld. Die Zeiten, als die Universität die forschenden Leute noch selber bezahlte, sind vorbei; ProfessorInnen und ihre Forschungsstäbe stecken viel Zeit und Mühe in die Akquisition von Forschungsgeldern aus der Wirtschaft oder von Drittmitteln, um Forschung an der Universität zu ermöglichen. Auch ich steckte in dieser Tretmühle, doch wegen meines wirtschaftskritischen Ansatzes auf verlorenem Posten.

Aber genau zu diesem Zeitpunkt öffnete sich ein gar altmodisches Türchen: Mir wurde eine bezahlte Doktorandenstelle angeboten – es war wie im Märchen. Und genauso hart das Erwachen. Zwei Wochen nach dem Angebot klingelte das Telefon: »Du weisst, ich will dich unbedingt als Doktorandin. Aber das der Abteilung angegliederte grosse Architekturbüro ist gerade dran, mein ganzes Doktorandenprojekt hinauszurufen. Du wärst der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringen würde. Es tut mir leid, aber ich nehme eine junge Doktorandin, die etwas naiver ist als du.« Tja, globale Stararchitekten und alternative Forschungsansätze vertragen sich nun mal schlecht.

Damit war meine Geduld definitiv zu Ende, und jünger wurde ich auch nicht. Mein Job als PR-Leiterin bei einer Internet-Plattform erhielt mich zwar auch nur knapp am Leben, aber immerhin. Ich beschliesse, ganz in die Kommunikation einzusteigen, und beginne eine Ausbildung als Kommunikationsspezialistin – immerhin hatte ich schon zwanzig Jahre Kampagnenarbeit hinter mir, und es gab in dem Feld wohl nichts, was ich nicht schon getan hatte.

So zum Beispiel als Öffentlichkeitsbeauftragte des Vereins Güterbahnhof. Der Verein setzte sich für eine genossenschaftliche Überbauung auf dem Areal des alten Güterbahnhofs ein. Dort wohnen und arbeiten sollten all jene, die es in der Global City Zurich, dem Knoten-



punkt der weltweiten Finanzströme, schwer haben: Alte, Junge, MigrantInnen, Familien, Alleinerziehende, Klein- und Kunstgewerber. Als Vorstandsmitglied und Öffentlichkeitsbeauftragte beschrieb und analysierte ich nicht nur Stadtentwicklungsprozesse – ich griff auch aktiv in sie ein. Gemeinsam mit den genossenschaftlichen InvestorInnen und unserer Vollversammlung trat ich gegen die Vertreibungsprozesse an. Arealentwicklung war mir nicht neu: Bereits vor dem Güterbahnhof-Projekt hatte ich als Öffentlichkeitsfrau geholfen, das städtische Baurecht für ein genossenschaftliches Projekt zu erkämpfen: Anstelle eines mitelmässigen städtischen Projektes realisierte unsere junge Genossenschaft »Kalkbreite« eine durchmischte Überbauung, die zum genossenschaftlichen Leuchtturmprojekt aufgestiegen ist – so jedenfalls stellt die städtische Verwaltung unser ehemaliges Konkurrenzprojekt heute international dar. Weniger Erfolg war dann leider dem Güterbahnhof-Projekt beschieden. Der Güterbahnhof wurde nach einer verlorenen Volksabstimmung abgerissen und verwandelt sich nun in das kantonale Polizei- und Justizzentrum.

Primitive Akkumulation

Die Wissenschaft blieb mir trotz meiner Neuorientierung treu. Sie kehrte zurück in Form eines Telefonanrufes. Dem Professor am anderen Ende war gerade die Finanzierung seines Projektes zu städtischen Bewegungen zugesprochen worden. Er wollte, dass ich den Teil zum Güterbahnhof bestreite: Interviews machen, Hintergrundtexte schreiben. Ich erklärte ihm, dass der Güterbahnhof in soziologischen Termini keinesfalls eine Bewegung war, und bot ihm an, die vorgeschlagene Arbeit im Rahmen einer Doktorarbeit zu erledigen. Er lehnte ab: Das Geld war schon verteilt, ganz im Gegensatz zur Arbeit, und auch eine reguläre Funktion in seinem Projekt lehnte der Professor entschieden ab. Aber meinen »Aktivismus« fand er durchaus spannend.

Manchmal begegnet mir der Wissenschaftsbetrieb aber auch durchaus wohlwollend. So lädt mich die Hochschule der Künste immer wieder für Workshops ein. Es sind Highlights, kleine Forschungsprojekte, für die ich jeweils Wochen aufwende – für 200 bis 300 Franken. Es ist toll, einem interessierten Publikum Stadtentwicklungsprozesse in Zürich zu erklären, umso mehr, als ich die Ergebnisse auch für meine Kampagnen einsetze. Ich veröffentliche sie in Begleitpublikationen von Mobilisierungen und vermittele das neugewonnene Wissen an ganz verschiedene Publika. Im brechend vollen Saal der Autonomen Schule Zürich etwa, wo der Workshop zur Gentrifizierung in Zürich stattfand, hatten sich KünstlerInnen, DozentInnen, illegalisierte MigrantInnen, Aktivist-



Innen, StudentInnen und interessierte SeniorInnen versammelt, die den Ausführungen gespannt lauschten, mitlachten, nachfragten. Das war Wissen, das aus der Forschung und dem Untersuchungsfeld zurück in die Gesellschaft floss. Produktives Wissen.

Doch selbst in meinen Workshops wurde ich mit den herrschenden Gepflogenheiten konfrontiert. Bis heute weiss ich nicht, was jener Co-Referent und Lehrbeauftragte mit meinen nicht publizierten Stadtkarten anfangen wollte, die ich ihm persönlich hätte zuschicken sollen. Oder jener junge Student, der erst von mir abliess, als er merkte, dass er die besagten Karten wohl sehr ungenügend würde beschreiben können. Da hatte der Uni-Mitarbeiter wohl einen vergleichsweise grösseren Wissensvorsprung. Ganz offensichtlich sah mich der Wissenschaftsbetrieb nur als eine Art Rohstoff, den andere verwerteten. Denn ich publizierte ausserhalb der institutionalisierten Kanäle des Wissenschaftsbetriebes im Rahmen unserer Kampagnen, unbezahlt. Keine PR, sondern irgendetwas zwischen Wissenschaft und Journalismus – viel Recherche, viel Kommunikation und gute Texte; kein »wissenschaftlicher Apparat«, aber mit theoretischem Boden und analytischer Schärfe. Ich schreibe nicht für Bibliotheken oder Archive, sondern für die Gesellschaft. Oder ich präsentiere meine Erkenntnisse vor einem Laienpublikum, das das Wissen umsetzen kann. Unentgeltliche Zeit und Arbeit für Wissen, das Innovation und Mehrwert im Wissenschaftsbetrieb und der Gesellschaft im Allgemeinen schafft, hingegen Prekarität bei den ProduzentInnen.

Nützlich

Letzthin traf ich mich mit UrbanistInnen zum Kartografieren für eine internationale wissenschaftliche Publikation. Bereitwillig stellte ich mein Wissen zu den verschiedenen Stadtvierteln Zürichs zur Verfügung, das den ausländischen Studierenden und Dozenten zum grossen Teil fremd war. Nicht nur hatte sich die soziale Zusammensetzung der Bevölkerung in den Nachbarschaften radikal verändert, auch die Stadtentwicklungsphänomene wurden von den sozialpolitisch Aktiven ausserhalb des Wissenschaftsbetriebs bereits sehr anders diskutiert. Die griechische Studentin wollte es genau wissen: »Wer publiziert denn in Zürich zur Gentrifizierung?« »Vesna«, antwortete der Lehrbeauftragte und lächelte. »Wenn ich dazu komme«, meinte ich, »ich muss halt vor allem Partys fürs Alternativ-Radio organisieren. Sie wollen ja meine Forschung nicht.« »Sie wollen deine Forschung nicht und auch dich als aktivistische Forscherin nicht«, ergänzte der Professor, der meine Geschichte kannte. Ich war nützlich, aber nur als Rohstoff; die Verwertung sollte bei anderen stattfinden.



Es ist für InvestorInnen und das Standortmarketing interessanter, wenn Zürich bespasst wird statt kritisch durchleuchtet und aufgemischt, das ist klar. Aber die unerwünschte Wissensproduktion kam dennoch vielen zugute: Anderen akademischen Karrieren, den Verdrängten und ihren Strukturen, AktivistInnen, schlussendlich der Gesellschaft, für die ich in einem kollektiven Prozess Zukunft entwickle. Und natürlich mir selber, die der Marginalisierung so wenigstens etwas entkommen kann. Wenn auch um den Preis der Prekarität.

Literatur

www.wem-gehoert-zuerich.ch/wp-content/uploads/2013/10/131023_wgz_demozine_digital.pdf, S.3

www.tourdelorraine.ch/fileadmin/dokumente/2014/1401antidot15-web.pdf, S.28

www.rechtaufstadt.ch

www.wem-gehoert-zuerich.ch